

Nr. 8 | Bydgoszcz / Bromberg, 12. Januar | 1938

Der krumme Kreis.

Roman von Gerald Verner.

Kapitel 24.

Es dämmert bei Mr. Budd!.

Foley hatte eine kurze Unterredung am Telephon und stellte bald fest, daß der Vorfall nicht so schlimm gewesen war, wie man nach den Worten des wachhabenden Sergeanten hätte schließen können. Allerdings war auf Mr. Grindley geschossen worden, aber die Kugel hatte wenig Schaden angerichtet. Sie hatte nur seinen Hut durchschlagen, ohne ihn selbst zu verletzen.

„Ich habe versprochen, sofort hinzukommen," sagte der Chefkommissar, nachdem er den beiden anderen von dem Gespräch berichtet hatte. „Kommst du mit, Budd?"

Der dicke Detektiv nickte.

„Und Sie, Sir?"

Major Boyland sah nach der Uhr und schüttelte den Kopf. „Ich würde gern mitkommen, aber er geht nicht. Ich habe eine Verabredung zum Essen und komme ohnehin schon zu spät. Aber rufen Sie mich heute abend an."

Foley versprach es. Der Chefkonstabler verabschiedete sich, und dann machten sich die beiden Freunde auf den Weg nach Mr. Grindleys Villa, wo sie bald ankamen.

Der Alte saß vor dem Kamin im Wohnzimmer und trank Kaffee. Er begrüßte sie mit einem hämischen Lachen.

„Jetzt, wo das Kind hineingefallen ist, kommen Sie, um den Brunnen zuzudecken, was?" fragte er höhnisch. „Ihre Polizisten sind ein Haufen Nachtwächter! Wenn es nach ihnen ginge, könnte ich jetzt genau so gut tot sein!"

In dieser Weise schimpfte er noch eine ganze Weile weiter, aber schließlich gelang es den Detektiven doch, eine halbwegs zusammenhängende Schilderung der Ereignisse aus ihm herauszuholen. Mr. Grindley hatte Lust gehabt, einen Spaziergang in der frischen Luft zu machen, und beschlossen, eine halbe Stunde im Garten umherzugehen. Das Wetter war naß und kalt, deshalb hatte er den Mantel angezogen und den Hut aufgesetzt. Während er einen Parkweg entlang ging, der links und rechts mit dichten Lorbeerbüschen bestanden war, hatte er plötzlich in nächster Nähe einen Schuß fallen hören. Im gleichen Augenblick war ihm der Hut vom Kopf gerissen worden.

„Haben Sie jemand gesehen?" fragte Mr. Budd. Er hatte sich im Stuhl zurückgelehnt und hielt die Augen völlig geschlossen.

„Nein!" knurrte der Alte. „Aber ich hörte, wie jemand schnell durch das Gebüsch brach.

„Ich habe den Knall ebenfalls gehört, Sir," warf Archer ein; sein gerötetes Gesicht sprach von großer Verwirrung. „Ich eilte sofort auf die Stelle zu, wo der Schuß gefallen war, und sah gerade noch, wie Mr. Grindley seinen Hut aufhob."

„Sie haben natürlich das Gebüsch durchsucht?" fragte Foley.

Archer nickte.

Archer nickte.

„Wir beide haben es getan. Carter, der den Schuß ebenso gehört hatte wie ich, hat mit mir alles abgesucht, aber niemanden gefunden."

„Auch keine Spuren?" murmelte Mr. Budd schläfrig.

„Nein, Sir. Ich glaube nicht, daß der Täter in dem Gebüsch gesteckt hat, wenn ich meine Meinung sagen darf. Hinter dem Gebüsch kommt gleich der Zaun, und draußen führt ein schmaler Feldweg vorbei. Ich glaube sicher, daß er dort gestanden hat und überhaupt nicht im Garten gewesen ist."

Foley furchte verblüfft die Stirn.

„Mir ist nur unklar, woher er wußte, daß Sie einen Spaziergang machen würden, Sir," wandte er sich an Mr. Grindley. Es ist doch unwahrscheinlich, daß er draußen eine Ewigkeit gewartet hat, bis Sie mal herauskämen. Kommt Ihnen das nicht komisch vor?"

„Ich finde, die Sache hat nicht viel Komisches," knurrte der alte Mann. „Wenn ich beschossen werde, hört bei mir die Gemütlichkeit auf, das kann ich Ihnen versichern! Der Unbekannte hat mich bedroht und zwei meiner Freunde getötet. Demnach scheint es mir durchaus nicht unwahrscheinlich zu sein, daß er ständig auf der Lauer liegt, um seine Drohung wahr zu machen."

„Wer hat denn gewußt, daß Sie ausgehen würden?" fragte der Rosenkavalier.

„Miß Hatton, die Wirtschafterin und der zweite Polizist — wie heißt er doch gleich? — Carter. Er sah mich, als ich aus dem Hause trat."

„Ich denke, wir gehen jetzt an den Tatort," sagte Foley. „Führen Sie uns hin, Archer!"

Während sich der Konstabler der Tür zuwandte, erhob sich Mr. Budd schwerfällig.

„Glauben Sie etwa, der Bursche treibt sich immer noch dort herum?" fragte Mr. Grindley bissig. „Er wird gerade auf Sie warten, um sich verhaften zu lassen."

Niemand antwortete etwas auf diese anzügliche Bemerkung. Mr. Grindley blieb am Kaffeetisch sitzen, die andern gingen in die Halle.

Am Fuß der Treppe stand Eve. Als Mr. Budd ihr blasses Gesicht sah, schloß er, daß sie in der letzten Zeit nicht viel Schlaf gehabt haben könnte. Er grüßte; sie erwiderte den Gruß mit einem müden Lächeln und ging an ihnen vorbei ins Wohnzimmer.

Als die Detektive das Haus durch die Vordertür verließen, hörten sie noch, wie Mr. Grindley Eve in heftigem Ton fragte, wo sie so lange geblieben sei.

„Ich glaube nicht, daß es ein großer Verlust für die Menschheit gewesen wäre, wenn ihm die Kugel statt durch den Hut in den Kopf gegangen wäre," sagte Mr. Budd vor sich hin.

Foley verzog das Gesicht.

„Ein wahrer Satan, was?"

„Der unangenehmste Mensch, den ich seit langer Zeit getroffen habe!“ erwiderte Mr. Budd. Mir tut das arme Mädchen wirklich leid. Ich weiß nicht, wie sie's bei ihm aushält.“

„Ich auch nicht,“ sagte Foley. „Man sagt, er schinde sie von früh bis spät. Das letzte Stubenmädchen, das er hinausgeworfen hat, stammt aus dem Dorf. Sie sagt, daß der Alte an allem und jedem etwas auszusetzen hat, aber sein Benehmen Miß Hatton gegenüber sei geradezu skandalös.“

„Apropos: Stubenmädchen! fiel Mr. Budd ein. „Es scheint mir unter den gegebenen Umständen wichtig, Alice ein wenig genauer zu beobachten.“

Foley blickte seinen Freund erstaunt an. Als Mr. Budd erklärte, was er damit sagen wollte, wurde aus Foleys Erstaunen eine lebhafte Anteilnahme.

„Ich sehe zwar nicht ein, daß sie etwas mit der Sache zu tun haben soll“, meinte er. „Aber es ist doch so wichtig, daß wir uns damit befassen müssen.“

Archer hatte sie einen schmalen, gewundenen Parkweg entlanggeführt, auf dessen einer Seite dichte, immergrüne Büsche standen, während sich auf der andern Seite breite Rosenrabatten hinzogen. Nun hielt der Konstabler an und sah sich um.

„Hier war es, Sir,“ meldete er, als die beiden Freunde herangekommen waren. „Aus dieser Richtung kam — nach Mr. Grindleys Aussage — der Schuß.“

Er wies auf das dichteste Gebüsch, hinter dem die schlanken Stämme einiger Bäume aufragten.

„Wo waren Sie, als der Schuß fiel?“ fragte Mr. Budd.

„Auf dem Wege, der vom Hause nach der Gartentür führt, ungefähr in der Mitte.“

„Und Carter?“

„Hinter dem Hause. Wir hörten beide den Knall und erreichten Mr. Grindley zur gleichen Zeit.“

„Sie haben das Gebüsch durchsucht?“

„Jawohl, Sir. Carter brachte Mr. Grindley, der von dem Anschlag ziemlich mitgenommen war, ins Haus zurück und kam dann wieder, um mir bei der Nachforschung zu helfen.“

Mr. Budd runzelte die Stirn und fuhr sich sanft mit der Hand über die Wange.

„Trotzdem wollen wir noch einmal nachsuchen, ob sich etwas finden läßt,“ sagte er.

Von Foley begleitet, arbeitete er sich durch das Lorbeergebüsch. Man konnte deutlich sehen, wo die beiden Polizisten eingedrungen und herumgegangen waren; ihre Stiefel hatten den nassen Boden nach allen Richtungen hin zerstampft. Wenn wirklich Spuren vorhanden gewesen waren, mußten sie jetzt vollständig verwischt sein.

Unmittelbar hinter dem Gebüsch verlief ein Stacheldrahtzaun, der Mr. Grindleys Besitztum abgrenzte. An dem Zaun entlang führte ein schmaler Pfad, der durch häufiges Begehen entstanden zu sein schien. Dahinter standen einige vereinzelte Bäume, deren Wipfel man von dem Parkweg aus sehen konnte.

Mit Mühe gelang es Mr. Budd, den Stacheldraht zu überklettern. Als er auf das Gebüsch zurückblickte, fand er seine Vermutung bestätigt. Es verdeckte vollständig die Sicht auf den Gartenweg, auf dem der alte Mann beschossen worden war.

Der Schütze konnte also nicht auf dem Pfad außerhalb des Zaunes gestanden haben. Denn dort hätte er sein Ziel nicht sehen können. Außerdem war bei der dichten Belaubung des Gebüschs sicher damit zu rechnen, daß die Kugel abgelenkt wurde.

Die Augen des Detektivs wanderten zu den Bäumen, die ziemlich nahe standen und eine beträchtliche Höhe hatten. Wenn man einen von ihnen bestieg, mußte der Parkweg gut einzusehen sein, auch konnte man dann über das Gebüsch hinwegschießen.

War das die Lösung? War der Schütze auf einen Baum geklettert und hatte von dort aus auf Mr. Grindley geschossen?

Mr. Budd ging zu dem nächsten Baum hinüber und suchte am Boden und am Stamm nach Spuren, fand aber keine.

Foley war ihm gefolgt und wurde nun über die Vermutung aufgeklärt, die sich der andere gebildet hatte. Gemeinsam untersuchten sie den Boden um alle Bäume, die in Frage kamen, — aber ohne Ergebnis.

„Trotzdem glaube ich, daß mein Gedanke richtig ist,“ dachte Mr. Budd, als sie die Suche aufgaben. Der Täter wird klug genug gewesen sein, keine Spuren zu hinterlassen. Von einem andern Platze aus als von einem der Bäume konnte er überhaupt nicht auf Mr. Grindley schießen.“

Da sich hier nichts mehr tun ließ, begaben sie sich zum Hause zurück.

Auf dem Tisch in der Halle lag der Hut des Alten, den Archer dort hingelegt hatte. Mr. Budd nahm ihn auf und untersuchte ihn sorgfältig. Schon der erste Blick zeigte ihm, daß seine Annahme von dem Schützen auf dem Baum hinfällig war. Die Kugel hatte den Hut oben durchschlagen und mußte in horizontaler Richtung geflogen sein.

Er legte den Hut wieder hin und nahm ein paar Lederhandschuhe auf, die daneben lagen.

„Hatte Grindley diese Handschuhe an?“ fragte er Archer, der neben ihm stand.

Archer nickte. — — —

Der dicke Detektiv war immer noch in nachdenkliche Betrachtung der Handschuhe versunken, als Eve aus dem Wohnzimmer herauskam und zur Treppe ging. Er sah sich nach ihr um und rief sie an. Sie blieb stehen, zögerte und kam schließlich herbei.

„Sie sind mit Mr. Kenton befreundet, Miß Hatton?“

„Sie schrak auf und warf ihm einen verwirrten Blick zu.

„Ja, ich kenne ihn näher,“ antwortete sie. „Ich glaube, das sagte ich Ihnen schon.“

„Sie sind auch mit Mrs. Kenton bekannt?“

Sie nickte.

„Wissen Sie auch, daß Kenton nicht ihr richtiger Name ist?“

Sie war entweder eine ausgezeichnete Schauspielerin, oder ihre Verblüffung war echt.

„Nein! — Das wußte ich nicht! Wie heißen sie denn in Wirklichkeit?“

„Wreyham.“

Als Mr. Budd diesen Namen aussprach, hörte er hinter sich einen krampfhaften, erstickten Aufschrei.

Mr. Grindley war unbemerkt hinter dem Mädchen aus dem Wohnzimmer getreten. Jetzt stand er mitten in der Halle. Sein gelbes Gesicht war verzerrt. Er starrte Mr. Budd an, als sähe er ein Gespenst.

„Was — was sagen Sie da?“ Seine Stimme klang brüchig.

„Die Kentons heißen mit ihrem richtigen Namen Wreyham,“ erwiderte der Rosenkavalier.

„Sie lügen! schrie der Alte, während er mit klammernden Fingern am Treppengeländer Halt suchte. „Sie wollen mir einen Bären aufbinden — — —“

„Ich denke nicht daran,“ unterbrach ihn Mr. Budd. „Mrs. Kenton ist die Witwe des Bankiers Wreyham, der sich vor zwanzig Jahren bei dem Zusammenbruch der Tellsbury-Bank das Leben nahm. Kenton ist ihr Mädchenname.“

„Wreyham!“

Das Gesicht des Alten war fahlgrau geworden, seine knochigen Hände zitterten. „Großer Gott! — Und sie haben die ganze Zeit über unmittelbar neben mir gewohnt!“

Seine Stimme verlor sich in einem unverständlichen Gemurmel. Dann drehte er sich rasch um und wankte wie ein Betrunkener die Stufen hinauf. Dabei redete er unausgesetzt vor sich hin.

In Mr. Budds Augen lag ein seltsamer Ausdruck, als er dem Alten nachblickte.

(Fortsetzung folgt.)

Amor funkt.

Heitere Kurzgeschichte von Walter Persich.

An Deck der Jacht Lady Gardaways sangen die Geigen. Die Bordwand glitzerte im Licht farbiger Glühlampen. Die Seide der Abendkleider, das Weiß der Hemdbrüste bewegte sich in den Tanzakten von einer Schiffsseite zur anderen. Stewards reichten in den kleinen Pausen Gläser mit süßem italienischen Sekt.

Plötzlich wurde es einem der Gäste bewußt, daß die Entfernung des Schiffes von den Lichtketten Neapels außerordentlich anwuchs.

„Hallo!" scholl es erstaunt übers Deck. „Sehen Sie doch! Wir fahren!"

Alles drängte zur Reling. Lady Gardaway selbst lehnte sich beim Tanz in den Arm des jungen Botschaftsrates.

„Mylady! Verzeihung!" Jack Morton, ein in Neapel ansässiger amerikanischer Journalist, trat entschlossen zu dem tanzenden Paar. „Man entführt uns!"

Damen ließen halblaute Aufschreie hören. Herrenstimmen murmelten etwas Beruhigendes, trotzdem ließen sie Sorge erkennen.

Mit dem Lachen eines Schuljungen winkte die Inhaberin der Jacht dem entschwindenden Neapel zu.

„Meine lieben Freunde!" wandte sich Lady Gardaway ihren Gästen zu. „Ich erhielt soeben einen Funkspruch, nach dem ich in zwei Tagen Kapstadt erreichen muß. Darum durfte ich keine Zeit mit Ihrer Ausbootung verlieren. Jede Bequemlichkeit an Bord steht Ihnen zur Verfügung."

Die Filmschauspielerin Dita Mona rief erbost: „Für morgen sind Aufnahmen angesetzt! Mindestens fünftausend Lire Gage gehen mir verloren — unerhört!"

„Verehrte Künstlerin!" Lady Gardaway nahm sie freundschaftlich beim Arm. „Für Sie ist unsere Fürstenkabine bestimmt. Außerdem bin ich zu jedem Schadenersatz bereit. Genügt Ihnen das?" — —

Gespannt verfolgten die Gäste die Einfahrt in den Hafen. Der Funker kam mit einem Zettel. Ein glückliches Aufleuchten verschönte die Augen der Engländerin: „Funken Sie: Komm an Bord! Schiff muß warten!"

Von einem unter Dampf abfahrbereit liegenden Schiff beobachteten viele Fahrgäste die Jacht. Ein Motorboot wurde zu Wasser gelassen und fuhr dem Dampfer entgegen. Dann erschien an der Mole ein einzelner Herr. Er winkte kurz mit der Hand, kletterte ins Motorboot hinunter, und es steuerte zur Jacht zurück. Lady Gardaway fiel dem Mann um den Hals.

„Ferry — endlich! . . ." seufzte sie glücklich.

„Olivia?" fragte er. „Was bedeutet das?"

„Mylady!" meldete der Botschaftsrat Graziadei mahnend. „Das Schiff signalisiert verzweifelt! Es scheint unser Manöver nicht zu verstehen.

„Natürlich. Wie sollte es auch. Funker!" — „Mylady?"

„Geben Sie sofort Mitteilung: Lord Gardaway ändert Reiseroute. Gepäck nach London schaffen. Und zur Maschine: Höchste Kraft! Holt aus den Motoren alles heraus — wir haben Eile . . ."

Der an Bord Gerufene blickte unter der vorgehaltenen Hand zu dem Dampfer zurück, den er vor wenigen Minuten verlassen hatte.

„Das ist doch . . . verflixt!"

Lady Gardaway legte ihm ihre Hand auf den Mund. „Ferry!" sagte sie. „Man flucht nicht in Gegenwart von Damen. Lord Gardaway!" stellte sie ihn sodann den immer noch Staunenden vor. „Wie Sie wissen dürften, ist mein Gatte ein abenteuersüchtiger Privatgelehrter, der seit vier Jahren London nur für je zwei Tage betrat, um die Ergebnisse seiner Tropenforschungen in den Königlichen Museen unterzubringen. Ich wußte, daß seine Expedition in diesen Tagen beendet sein mußte. Durch Funkspruch aus Kapstadt erfuhr ich, wann mein Weltbummler hier an Bord gehen wollte — und ich holte mir ihn einfach. Jetzt muß er sich erst ein wenig im milden Italien von seinen Gefahren und Arbeiten ausruhen. Und wenn er dann noch Appetit auf Afrika hat, gehe ich entweder mit, oder ich lasse ihn in Eisen legen. Denn ich liebe ihn so . . ."

Sie barg ihren Kopf beschämt in den Händen. So viel hatte sie nicht verraten wollen.

Er packte ihre Handgelenke und starrte ihr in die Augen, als wolle er sie vor Glück umbringen. „Das höre ich ja heute zum erstenmal. Ich nahm immer an, du habest mich nur auf Wunsch deines Vaters geheiratet. Darum rückte ich dir damals aus . . ."

„Ja", nickte sie. „So glaubte ich anfangs auch. Zunächst führte ich ein unbekümmertes Leben, bis ich einsehen lernte, daß es mir keine Erfüllung bieten konnte. Und ich begann, dich zu hassen und furchtbar unerzogen zu finden . . ."

Verstört in die grelle Sonne blinzelnd, denn er hatte ja sogar seinen Tropenhelm an Bord des Passagierdampfers gelassen, versuchte er, sich zu verteidigen; aber sie unterbrach ihn.

„Mylady!" sagtest du kurz nach unserer Hochzeit. „Ich werde England verlassen und Ihnen nicht mehr zur Last fallen." Natürlich äußerte ich Zweifel — und darauf erwidertest du niederträchtig kühl: „Es sei denn, daß Sie es fertig brächten, mich wie einen entsprungenen Sträfling wieder einzufangen. Sie werden das niemals tun. Dafür verwette ich meine ganze wissenschaftliche Laufbahn!" Nun, Lord Gardaway, Sie haben Ihre Wette verloren — und ich habe dich eingefangen wie einen „entsprungenen Sträfling"! Sprich dein Urteil selbst!"

Man lachte ringsum. Lord Gardaway schien von allen der Fröhlichste. Er nahm seine Frau vergnügt in die Arme: „Gegen diese verspätete Hochzeitsreise habe ich in der Tat nichts einzuwenden. Nur — vielleicht ist einer der Anwesenden so liebenswürdig, mir eine Reisemütze oder eine andere Kopfbedeckung zu borgen. Ich sehne mich weniger als je nach einem Sonnenstich oder Tropenkoller."

Die verspielte Melodie.

Heitere Skizze von Olly Boeheim.

Geof Warney war ein armer Teufel, und es sah so aus, als sollte er es auch weiterhin bleiben. Vielleicht war das der Grund, weshalb er bei Lily nicht weiterkam. Was sollte sie mit einem jungen Mann, der in einem drittklassigen Kabarett für achtzehn Dollar die Woche Klavier spielte und den Kopf hängen ließ? Sie wußte ja nicht, welch spöttisches Schicksal ihn verfolgte.

Einmal, als sie gemeinsam ein Kaffeehaus besuchten und der Stehgeiger den „Blauen Mondschein im Herbst" spielte, hätte er es beinahe hinausgeschrien, daß dieses Lied, das über eine halbe Million Auflage hatte, sein eigenes Werk sei.

Wenn Teddy Bill damit reich und berühmt wurde, so lag es daran, daß Geof an einem Abend, nachdem er sein ganzes Bargeld und seine silberne Armbanduhr an Teddy verloren hatte, als letzte Chance drei Kompositionen als Einsatz in das Spiel warf und ebenfalls verlor.

Geof hatte Teddy sein Ehrenwort gegeben zu schweigen, und sich mit der ihm angeborenen Sanftmut in sein Schicksal gefunden. Er war kein Feuerkopf, und Lily dachte manchmal seufzend, ob dieser nette blonde Junge nicht aus Versehen vom Schöpfer aller Dinge Limonade statt Blut in die Adern bekommen hatte.

Sie war die Tochter des dicken Wirtes Beppo, und bewirtschaftete gemeinsam mit ihrem Vater, eine kleine italienische Gaststätte in einer Nebenstraße unweit des Broadway. Dort traf Geof der Blitzschlag der Liebe — während er gerade an einem zähen Beefsteak kaute.

Von diesem Augenblick an aß er täglich bei Beppo, obgleich die Maispfannkuchen strohig und die Suppen wässerig waren. Er warb um Lily mit hingebenden Blicken und kleinen Plüschhunden. Trotzdem erhielt er nicht mehr als ein süßes Lächeln, einen freundlichen Händedruck und die Erlaubnis, hier und da mit Lily spazieren zu gehen.

Wenn Geof bisher sein Schicksal ziemlich gleichmütig ertragen hatte, so litt er jetzt besonders darunter. Als Komponist des „Blauen Mondscheins im Herbst" hätte er Lilys Herz im Sturm erobert. Er konnte das bleiche Ge-

stirn, diesen magischen Kuppler für Liebende nicht ohne geheimen Groll betrachten, und als Lily in seiner Gegenwart den Mond anschwärmte, wurde Geof anstatt zärtlich geradezu hölzern vor Ärger.

Aber es sollte noch schlimmer kommen! Im gleichen Maße wie Geofs Liebe, wuchs auch die Beliebtheit seines an Teddy verspielten Schlagers. Als Geof mit einem neuen Werk zum Verleger ging, schlug der Gewaltige ihm wohlwollend auf die Schulter, und sagte: „Nehmen Sie sich ein Beispiel an „Blauer Mondschein im Herbst" von Teddy Bill. Das ist ein gewaltiger Erfolg!"

Von diesem Tag an gab Geof es auf, mit seiner eigenen Dichtung zu konkurrieren.

Abends machte er Lily einen Heiratsantrag.

Sie lächelte: alles sei ganz schön und gut, Geof wäre auch ein ganz lieber Junge, aber — und das sei auch ihres Vaters Ansicht, er habe keinen Schwung, kein Temperament! Und in Beppos Restaurant gehöre ein ganzer Kerl, der es auch einmal mit einem rebellischen Gast aufnehmen könne. Geof wollte gerade sein heißes Blut beweisen, da drang aus einem geöffneten Fenster sein Schlager. So schwieg er still — ohne zu ahnen, daß das Schicksal noch gewaltige Steigerungen für ihn in Bereitschaft hielt.

Als er am nächsten Abend in sein Kabarett kam, reichte die platinblonde üppige Sängerin ihm ein Notenblatt, mit der läppischen Frage, ob das Lied ihm bekannt sei — sie wolle es allabendlich singen. Er starrte, und erkannte erblassend: „Blauer Mondschein im Herbst."

Geof bekam einen roten Kopf und die Sängerin eine brüske Absage. Da er seine Weigerung, das Lied zu spielen, aufrecht hielt, wurden ihm seine restlichen Dollar ausbezahlt.

Was blieb einem gekündigten Klavierspieler, welcher der beliebteste Schlagerkomponist seiner Zeit war, anders übrig, als sich in Beppos Gaststätte bei einem Gericht Makkaroni vor der endgültigen Verzweiflung zu retten?

Der elektrische Musikapparat empfing ihn und kreischte, als ob alle Höllengeister an seinen Saiten zerrten. Geof flüchtete in die sogenannte Tropenstube, in der ein verstaubter Löwenkopf von der Wand grinste und allerlei afrikanisches Mordwerkzeug harmonisch die nicht allzu saubere Tapete deckte.

Geof wollte eben seine Makkaroni in Angriff nehmen — da entfiel die Gabel seiner Hand. Der Automat spielte „Blauer Mondschein im Herbst", und Lily drehte sich schmachtend mit einem Mann im Tanz, und dieser Mann, dessen gespitzte Lippen sich Lilys Wange näherten, war kein anderer als Teddy Bill.

Geof wurde rot vor den Augen. Er sprang auf, riß eine Negerwaffe von der Wand, und zertrümmerte mit einem gewaltigen Hieb den schepperuden Musikautomaten. Teddy Bill, der den Rasenden erkannte, flüchtete durch die Drehtür. Geof war im Begriff ihm zu folgen, aber im gleichen Augenblick sank Lily ihm an die Brust, und stammelte, daß sie diesen Platz zeitlebens als den ihren betrachten wollte.

Beppo stand mit hervorquellenden Augen vor dem Trümmerhaufen und knirschte zwischen Wut und Anerkennung, daß Geof die Kosten seines Temperamentausbruchs zu tragen hätte.

Geof nickte und trug am nächsten Tag mit zwei Männern sein Klavier in das Lokal. Nun spielt sich Geof allabendlich in Lilys Herz hinein, und seine zärtlichen Weisen wirken stärker auf ihr poetisches Gemüt, als alle Plüschhunde aus dem Fünfzig-Cents-Basar.

Auch Beppo wiegt sich hin und wieder in den dicken Hüften, wenn unter Geofs Fingern neue zarte Melodien aufblühen, Melodien, die Lilys unergründliche Augen zum Klingen brachten, und er flüstert dann seinen Stammgästen zu, daß sein zukünftiger Schwiegersohn nicht nur ein patenter Musiker sei — sondern ein rechter Teufelskerl.



Bunte Chronik



Ein Kampf um den Namen Garbo.

Aus Newyork wird berichtet:

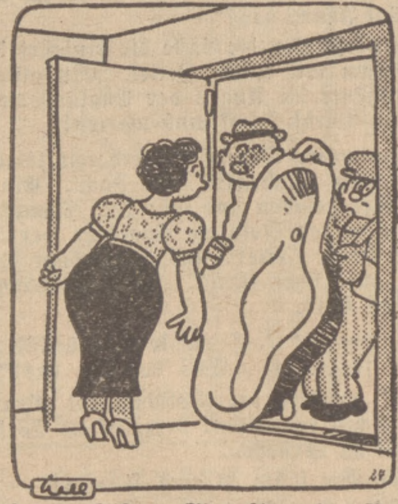
In Cleveland (Ohio) lebt der Tapezierer Phil Garbo, der sich als Gewerbetreibender einen geachteten Namen erworben hat. Zu seiner Überraschung erhielt er dieser Tage vom Sekretär seiner Namensschwester Greta Garbo einen energischen Brief, in dem von ihm gefordert wurde, daß er sofort seinen Namen ändern müsse, widrigenfalls ihm eine gerichtliche Klage wegen Namensmißbrauch drohe. Die Garbo wacht bekanntlich eifersüchtig darüber, daß ihr Künstlername nicht von anderen mißbraucht werde; so hat sie auch vor einigen Jahren ihrem Bruder, der sich gleichfalls der Bühnenlaufbahn widmen und sich Sven Garbo nennen wollte, verboten, dieses Pseudonym zu benutzen.

Der Amerikaner Phil Garbo denkt jedoch nicht daran, dem Ansinnen Gretas nachzugeben. Er begab sich nach dem Empfang des Schreibens zu seinem Anwalt und wies ihm aus Familienpapieren nach, daß er und seine Angehörigen seit zwei Jahrhunderten den Namen Garbo tragen. Der Anwalt hat den Fall nunmehr aufgegriffen und will seinerseits eine Unterlassungsklage gegen die Garbo einbringen. Er will verlangen, daß sich die Künstlerin in Amerika in Zukunft nur mehr mit ihrem wahren Namen Greta Gustafson bezeichnen darf. Man sieht in ganz Amerika dem Ausgang dieses Namenkrieges mit großer Spannung entgegen.

Lustige Ecke



Peinliche Frage.



„Verzeihung, haben Sie hier eine Badewanne nach Maß bestellt?"

*



„Wenn es Ihr Wagen ist, der drüben steht, muß ich Sie aufschreiben wegen Haltens mit gelöschten Laternen."

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.